

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 35

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Glück der Erde. Ich habe für den holden Wahn gebüßt und bezahle ihn mit meinem Leben."

Abraham Nichtswert überlegte, wo er das Geld vergraben könnte für seine alten, müden Tage, denn es würde ihn vor dem Armenhaus bewahren und das war seine einzige Sorge gewesen. Da schreckte ihn ein wilder Schrei auf. Der fremde Herr hatte sich eilends über die Brücke geschwungen und war ins Wasser gefallen. Jetzt trieb er, ohne sich groß zu mühen, an Abraham vorbei.

Mit eins war der Vagabund aus Rock und Schuhen, sprang ins Wasser, den Selbstmörder zu retten.

Nach hartem Kampf mit dem Ertrinkenden, der sich gegen den Retter hartnäckig zur Wehr setzte, gelang es ihm endlich, den schlapp Gewordenen ans Ufer zu schaffen.

Er saß lange bei ihm an der Sonne, bis der Fremde aufwachte und er in tieftraurige, hilflose Augen sah. Da gab er ihm das Geld freudig zurück und lachte dazu: „Ist wenigstens nicht naß geworden, Herr“, stand auf, schwenkte frohgemut, wie ein von schwerem Amt Erlöster den fleckigen Filz und entwich in den tiefen Wald, piff sich ein loses Liedchen dabei, als wäre nichts geschehen.

Der Fremde erhob sich beschämt, und neugestärkt dem Leben zurückgegebenen Schritt er mit dem beachteten Besitz nach Hause. Am andern Tag aber trug er das Notenbündel zur Gemeinde und verfügte wie ein Glücklicher, das Geld möchte Verwendung finden für durchreisende, arme Wanderburischen. Er, der reiche Arme schenke es den reichen Vagabunden.

Weltwochenschau

Die Schweiz und die jüdischen Flüchtlinge.

In den vergangenen Wochen wurden zahlreiche Juden, namentlich aus dem angegliederten Oesterreich, von den deutschen Polizeiorganen systematisch über die Grenzen geschoben. Aller Mittel beraubt, meist auch der Schriften, trieb man die Verfehmten grenzwärts, und wo noch eine Lücke existierte, schlüpfen die Aermsten eben durch. Es steht fest, daß die deutschen Organe die Flüchtigen wissen ließen, an welchen Stellen keine schweizerischen oder französischen Wächter stünden. Das Stück St. Gallen jenseits des neuen Rheinkanals um Diepoldsau, gewisse Striche im Schaffhausischen und bei Basel wurden von vielen Hunderten erreicht. Und wenn es nicht zu bunt geworden wäre, würde das Hinüberschieben heute noch andauern.

Als nach der Sperre durch die verstärkten Grenzwächter keine Lücken mehr bestanden, wählten einzelne den Flug weg und landeten in Dübendorf. Die Swissair ist angewiesen, in Stuttgart und Wien zum Rechten zu sehen, damit keine Mitteillosen mehr einsteigen. Der vorgewiesene Paß genügt also nicht mehr.

Auch das Manöver, die Leute per Bahn in den Basler Badischen Bahnhof zu führen und nachher außerhalb des deutschen Areal auf Schweizerboden zu stellen, ist abgestellt worden. Somit stünde nun wenigstens äußerlich wieder alles „in Ordnung“. Die Ueberflutung, von einer landfremden Polizei inszeniert, ist von unserer Polizei aufgehalten. Nur noch einzelne Leute kletterten z. B. über den Rhätikon und stiegen in trostlosem Zustande nach Küblis hinunter.

Wird es uns zur Ehre gereichen, diese traurige Lage einfach so zu lösen, daß wir die Leute an den Grenzen zurückweisen und der Gestapo in die Arme jagen? Es sind Fälle bekannt geworden, wonach die Verdammten bei schwerer Strafe versprochen, das Land zu verlassen und nicht wieder zu kommen. Diese schwere Strafe heißt heute „Dachau“. Barmherzigkeit gibt es nicht. Ein solches Versprechen dient einfach als Falle, um nachher Konzentrationslager verfügen zu können. Jeden, den wir aufnehmen, bewahren wir vor grauenhaftem Schicksal.

Es stimmt, wir können die verfolgten Zehntausende nicht alle aufnehmen. Aber etwas anderes können wir tun.

An unsern Behörden und unsern diplomatischen Vertretern in aller Welt ist es, dafür zu sorgen, daß die Anregungen von Evian in rasche Tat umgesetzt, daß sofort Stellen geschaffen werden, die soviel Verfolgte wie möglich aufnehmen. Dann können wir sie einlassen und rasch weitergeben. Der dringliche Appell an die gesamten Völker der Welt, die noch nicht dem Rassenwahn erlegen sind, ist unsere auf die Nägel brennende Aufgabe. Mit der formalen Erledigung des Landeschutzes gegen „mittellose Einwanderer“ und dem strikten Verlangen nach gültigen Schriften weisen wir uns vielleicht als Leute von „Ordnung“, aber nicht von „Herz“ aus. Die Verfolgten müssen „durch“, auch wenn wenige hier bleiben können. Und wenn wir vorläufige Lager, wie vor Jahren die Internierungslager bilden müßten . . . wir müssen etwas tun!

Zwölf Wochen Manöver!

Eine Million und 700,000 Mann deutscher Truppen, stehende Armee und Zivilisten, sind zusammengezogen worden, um für den „Ernstfall zu üben“. Hunderttausende von Arbeitern arbeiten an weitem Befestigungen. Die „Berliner Illustrierte“ bringt Bilder von jenen „letzten Manövern“, die der ehemalige Kaiser vor dem Kriegeausbruch dirigierte. In Kiel wird der ungarische Reichsverweser Horthy gefeiert. Schiffe werden aus der Taufe gehoben, eines erhält den Namen „Tegethoff“, zur Erinnerung an den Admiral, der die Italiener schlagen sollte und sowenig Sieger war wie Herr von Tirpitz, der Erfinder des totalen deutschen U-Bootkrieges. Das andere wird „Prinz Eugen“ benannt, zu Ehren des Türkenbesiegers und zur Mahnung an eine Parallele, die angeblich zwischen Prinz Eugens Zeit und der heutigen bestehen soll: „Der Sturm aus dem Osten“ sei wieder abzuwehren; die Völker Mitteleuropas, Seite an Seite mit den Deutschen des neuen Großreiches, erfassen ihre „historische Mission“.

Alles Propaganda für das „unwandelbare Zusammengehen“ des Dritten Reiches und der ungarischen Magnaten gegen die Tschechen, damit die einen ihr „altdeutsches Königreich Böhmen und Mähren“ wieder einverleiben, die andern aber die slowakische Ecke der Stephanskronen wieder aufmontieren können. Und später, wenn der Ring geschlossen sein wird und Polen mitmacht, wird der neue Prinz Eugen, Herr Göring, gegen die neuen Türken, diesmal Russen genannt, marschieren. Welche Romantik, und welche Geschichtsfälschung!

Die finanziellen Sorgen des Dritten Reiches bilden, wie wir schon betonten, für die Machthaber nicht die Bremse, die sie für einen liberalistischen Staat sein würden. Die Börsenlage sei nicht mehr das Barometer der Wirtschaft, erklärt ein hoher Funktionär in Berlin. Der nationalsozialistische Staat werde gegebenenfalls das wirtschaftliche System ändern, wenn die Finanzierung nationaler Werke auf Schwierigkeiten stoßen sollte. Auf jeden Fall werde man sich zu helfen wissen. Und gegen Angstpsychosen oder gegen Sabotage kenne man Mittel, die nicht verjagen würden!

Das ist der Unterschied zwischen dem diktatorisch regierten und dem parlamentarischen Staat, den unsere bürgerlichen und sozialistischen Wirtschaftspolitiker nicht sehen wollen. Nach den klassischen Wirtschaftsgefehen müßten Italien und Deutschland bankrott sein, und zwar schon lange. Aber sie sind nicht bankrott! Die „Ankurbler“ schöpfen Milliarde um Milliarde „um“, nehmen sie und geben sie der Industrie wieder zu verdienen. Würden sie die gleichen Milliarden statt zur Kriegsmaterial-Herstellung zu produktiven Zwecken „umschöpfen“, der Volkswohlstand würde rasch steigen. Das Geheimnis dieses Systems wird die Zwangsstaaten, sogar trotz ihrer wirtschaftlich widersinnigen Produktion, (Kanonen statt Butter), noch lange existieren lassen, und zwar ohne Zusammenbruch!

Wir haben also die zwölf Wochen dauernden Manöver bitter ernst zu nehmen und dürfen uns nicht einbilden, der „Geldmangel“ werde den weiteren Rüstungen, allenfalls schon dem gigantischen Kriegsspiel, ein Ende bereiten. Und während der zwölf Wochen, das steht fest, wird mit Hochdruck an der deutschen Lösung des Tschechenproblems gearbeitet werden.

Vorläufig hat sich Herr Henlein wieder nach Berlin begeben, nachdem die Verhandlungen mit der Prager Regierung sich zerschlagen. Die Sudetendeutschen beharren unwandelbar auf ihrer Hauptforderung, nämlich auf der Anerkennung als „gleichberechtigte Partner“. Die „Koalitionsparteien“ sollen ausgeschaltet werden. Auf den ersten Blick erkennt man gar nicht die Tragweite dieser merkwürdigen Formel. Sie bedeutet nichts anderes als die faktische Anerkennung einer „deutschen Gegenregierung“ für gewisse Gebiete Böhmens und Mährens. Das Beiseiteschieben der Parteien will heißen: „Macht eure demokratischen tschechischen Affären zwischen euch aus! Hier steht die autoritäre Staatspartei des sudetendeutschen Landes, die mit den Vertretern der tschechischen Nation zu verhandeln wünscht!“

Was der britische Beobachter Sir Runciman ausrichten soll, ist angesichts dieser Forderung sehr fragwürdig geworden. Nach der Ansicht Berlins wird er zur bestimmten Zeit Hodza den Rat geben müssen, auf Henleins Diktat einzugehen. Was er vorher versuchen wird, ist Spiel auf Zeitgewinn. Inzwischen gruppieren sich die Manöverdivisionen aufschlußreich genug in der Nähe jener Punkte, die für den Ernstfall wichtig sind, und die Tschechen können sich ausmalen, was geschieht, wenn auf einen Pfiff hin diese riesige Macht aus dem Friedensmanöver in ein anderes schwenkt.

Die Russen haben ja auf ähnliche Weise Japan gezwungen, seine Pläne gegen China auf Wochen hinaus zu ändern und zu verschieben. Es ist leicht möglich, daß sie an anderer Stelle mit einem neuen Störungsversuch das Spiel wiederholen, das den Chinesen vor Hankau so reichlich Luft verschafft hat. Heute Tschenkung . . . zwischenhinein Waffenstillstand, die Japaner marschieren ab . . . morgen neues Schießen, die Japaner müssen wieder heran . . . Vielleicht zwingen die deutschen Manöver die Tschechen zwar nicht zu militärischen, wohl aber zu entscheidenden politischen Umgruppierungen!

Zweifellos haben die 12 Wochen Manöver auch Bedeutung für Spanien. Franco hat eine Antwort auf den Plan für den Freiwilligenrückzug gegeben, die auf glatte Ablehnung hinausläuft. Inzwischen ersuchen die Engländer Mussolini, die Gerüchte zu zerstreuen, wonach er seit dem Rückzugsabkommen 18,000 Mann und zahlloses Material nach Spanien geschafft habe. Die Mißachtung Englands steigt ins Ungeheuerliche, und unter der Wucht der deutschen Militärdemonstration wird sie noch mehr wachsen. Das italienische Material ermöglicht Franco wahrscheinlich, am Ebro auch die südliche Hälfte der gelandeten Regierungstruppen bei Gandesa aufzureiben, trotz mörderischer Wehr. —an—

Kleine Umschau

Von vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Erfindungen.

Der Mensch (homo sapiens) hat sich wieder einmal einen ganz fabelhaften, technischen Witz geleistet. Er geht nämlich hin, setzt sich an seinen Arbeitstisch und konstruiert ein Mikroskop, das eine Kapazität von 30,000 aufweist. Mit andern Worten: alles, was durch dieses Super-Mikroskop betrachtet wird, vergrößert sich um das 30,000fache. Säckelchen, die nur einhunderttausendstel Millimeter groß sind, können mit Hilfe dieses komplizierten Systems von Linsen und Elektronenröhrchen wahrgenommen werden. Ein Millimeter ist bekanntlich an und für sich schon sehr klein. Wird dieser kleine Millimeter aber noch durch 100,000 geteilt, dann schmilzt er zu einem Distanzchen zusammen, für

das uns jegliches Begriffsvermögen abgeht. Wir sind also glücklich dort angelangt, wo aus einer Laus faktisch ein Elefant gemacht wird.

Die großartige Erfindung wird sicher auch ihre guten Seiten haben. Bereits soll nämlich der Pestbazillus in lebendem Zustande gesichtet worden sein, und es ist damit zu rechnen, daß auf dem Gebiete der Epidemienbekämpfung das neue Mikroskop der Menschheit unschätzbare Dienste leisten kann.

Wenn wir heute den Erfindungen und dem technischen Fortschritt im allgemeinen eher skeptisch gegenüberstehen, so kommt das davon her, daß sie sofort auf ihre Kriegstüchtigkeit und Eignung zur Vernichtung hin geprüft — und meistens auch tauglich befunden werden. Darum begrüßen wir das Auftauchen des Ueber-Mikroskops unter Vorbehalt und betrachten es vorläufig mit einem weinenden und einem lachenden Auge.

Man hat sich Neuerfindungen gegenüber zu allen Zeiten ablehnend verhalten. Wie ist die Eisenbahn gehaßt und verhöhnt worden! Mit welcher scheelen Blicken hat man den ersten Telefonapparat betrachtet! Die giftigsten Witze galten dem Auftauchen des Radios, und an den praktischen Erfolg der Fliegerei glaubten nur die unbelehrbarsten Fantasten! Wie habe ich gelacht, als mein Freund Walter mit folgendem verrückten Vorschlag ausrückte: „Auf dem Bahnhofplatz steht auf hohem Sockel ein strammer Bernergrenadier und rührt zugunsten der Berner-Herbstausstellung die Werbetrommel. Das heißt, er trommelt nicht. Er tut nur dergleichen. Wie wäre es, wenn man in diese Soldatenfigur eine Lautsprecheranlage eingebaut hätte, die von Zeit zu Zeit einen wirklichen Trommelwirbel und die Aufforderung — ‚Besuchen Sie die Beha! — besuchen Sie die Beha!‘ hören ließe! Die akustische Ergänzung einiger unserer Denkmäler ferner dürfte für Bern eine Attraktion bilden, die vom Verkehrspropagandistischen Standpunkt aus direkt Goldeswert in sich trüge.“

Ich habe mir lang überlegt, ob Walter übergeschnappt sei. Was täten die Berner wohl dazu sagen, wenn z. B. Adrian von Bubenberg die Tour de Suisse-Fahrer mit dem Ruf zum Endspurt anfeuern würde: „Solange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach!“ Oder man stelle sich vor, Berchtold V. von Zähringen muntere seine Mitbürger an jedem Abstimmungs Sonntag mit dem bewährten Sinnspruch zum Urnengang auf: „Nume nid gsprängt, aber gäng hü!“ — —

Kehren wir nach diesem Exkurs zu einer alten Erfindung zurück, die sich so eingelebt hat, daß wir sie aus unserm Privat- und Geschäftsleben gar nicht mehr wegdenken können. Aus den Urzeiten des Telefons ist der Nachwelt eine hübsche Anekdote überliefert worden, die in unsern Tagen, da Gespräche von Bern nach Paris, London, Rom, Berlin und sogar New York keine Seltenheit mehr sind, eines gewissen Reizes nicht entbehrt. Der französische Astronom Flammarion erzählt das allerliebste Hörtörchen:

— Am 11. März 1878 wohnte ich der Sitzung der Académie des sciences bei. Es war an jenem denkwürdigen Tage, als der Physiker Du Moucel den versammelten Gelehrten den Phonographen Edisons vorführte. Als der Apparat nach beendeter Erklärung zu reden begann, erhob sich einer der Akademiker, Monsieur Bouillod, ein älterer Herr, und, durchdrungen von klassischer Bildung, voll edler Empörung über die Frechheit des Neuerers, stürzte er sich auf den Vertreter Edisons, packte ihn an der Gurgel und schrie: „Sie Schuft! Glauben Sie, wir lassen uns von einem Bauchredner zum Besten halten!“ — Und, was vielleicht noch komischer war, sechs Monate später, am 30. September, in einer ähnlichen Sitzung, hielt es M. Bouillod für seine Pflicht, nach nochmaliger, eingehender Prüfung des Apparates, die Erklärung abzugeben: er sei überzeugt, daß hier einfach geschickte Bauchrednerei vorliege, denn man könne unmöglich annehmen, daß ein schätziges Metall den edlen Klang der menschlichen Stimme wiedergeben könne. —

Ich wollte mit diesem Geschichtlein nur zeigen, daß Erfindungen zu allen Zeiten und bei großen Männern etwelches Mißtrauen weckten — nicht nur beim Stürmibänz.